

Liebst du mich noch?

Liebst du mich noch?

*Von der ewigen Suche nach Gewissheit
in der romantischen Liebe*

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2026

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2026

*Liebe, die darin besteht, daß zwei Einsamkeiten einander
schützen, grenzen und grüßen.*

— Rainer Maria Rilke
Briefe an einen jungen Dichter, 14. Mai 1904

KAPITEL 1

Die Frage

Es gibt eine Frage, die älter ist als jede Philosophie und jünger als jeder Morgen, eine Frage, die in keinem Lehrbuch steht und dennoch in allen Sprachen der Welt Nacht für Nacht geflüstert wird: in Schlafzimmern und Bahnhofshallen, am Telefon, in Briefen, die nie abgeschickt werden, und in jenem Schweigen, das zwei Menschen nach einem Streit am Küchentisch trennt. Sie besteht aus vier Wörtern, und keines davon ist schwer. Dennoch trägt sie ein Gewicht, das kaum ein Mensch lange aushält: *Liebst du mich noch?* Wer sie stellt, der fragt nicht nach einer Auskunft. Er bittet um Rettung. In diesem einen Satz liegt die ganze Verletzlichkeit des Menschen, der sein Glück in die Hände eines anderen gelegt hat und nun, erschrocken über die eigene Kühnheit, wissen will, ob diese Hände es noch halten.

Merkwürdig ist, wie verlässlich diese Frage wiederkehrt, gerade bei jenen, die geliebt werden. Man sollte meinen, dass ein einmal gegebenes Ja genügt, dass ein Versprechen vor dem Altar, eine Umarmung am Bahnsteig oder die tausend kleinen Zärtlichkeiten eines gemeinsamen Lebens ausreichen, um das Herz ein für alle Mal zu beruhigen. Doch die Seele des Liebenden ist kein Archiv, in dem Beweise abgelegt und bei Bedarf hervorgeholt werden. Sie gleicht eher einem Gefäß mit einem feinen, unsichtbaren Sprung, durch das die Gewissheit langsam, beinahe unmerklich, wieder hinaussickert. Was gestern gesagt wurde, gilt heute nur halb, und was heute gilt, muss morgen neu bewiesen werden. Deshalb fragt der Liebende nicht einmal, sondern immer wieder, und jedes neue Fragen ist zugleich ein Eingeständnis, dass die letzte Antwort nicht gereicht hat.

KAPITEL 2

Das verschlossene Zimmer des anderen

Der tiefste Grund dieser Unruhe liegt in einer Tatsache, die wir im Alltag gnädig vergessen und die uns in der Liebe mit ganzer Härte wieder einholt: Kein Mensch kann in den anderen hineinsehen. Wir teilen Tisch und Bett, Sorgen und Kinder, Jahrzehnte und Erinnerungen, und dennoch bleibt jeder von uns ein verschlossenes Zimmer, zu dem der andere keinen Schlüssel besitzt. Was im Inneren des Geliebten vorgeht, ob dort Wärme herrscht oder bereits jene leise Kälte eingezogen ist, die jedem Abschied vorausgeht, können wir nur aus Zeichen erraten: aus einem Blick, einem Tonfall, aus der Art, wie eine Hand beim Einschlafen liegen bleibt oder sich zurückzieht. Die Liebe zwingt uns, Deuter zu werden, Leser einer Schrift, deren Alphabet wir nie ganz beherrschen.

Kaum ein Dichter hat diese Not so erschütternd dargestellt wie Stefan Zweig in seiner Novelle *Brief einer Unbekannten*. Eine Frau hat einen Mann ein Leben lang geliebt, still, ergeben, bis zur Selbstausslöschung, und er hat es nie gewusst, hat sie nicht einmal wiedererkannt, wenn sie ihm gegenüberstand. Ihr Brief beginnt mit einem Satz, der wie eine Grabinschrift der unerwiderten Liebe klingt:

„Dir, der Du mich nie gekannt.“

— Stefan Zweig, *Briefe einer Unbekannten* (1922)

Man lese diese Worte einmal nicht als Klage über eine einseitige Liebe, sondern als Beschreibung jeder Liebe überhaupt. Denn ganz gekannt wird niemand, auch nicht der Glücklichsste. Selbst im innigsten Einverständnis bleibt ein Rest, ein dunkler Grund, den das Licht des anderen nicht erreicht. Aus diesem Rest steigt die Frage auf, immer wieder, wie Nebel aus einem Moor.

KAPITEL 3

Das kleine, grausame Wort „noch“

Man achte auf die Gestalt der Frage. Sie lautet nicht „Liebst du mich?“, sondern „Liebst du mich *noch*?“. In diesem unscheinbaren Wort liegt die ganze Tragödie der Zeit. Es setzt voraus, dass es einmal eine Liebe gab, dass sie gewiss war, und es fürchtet zugleich, dass sie vergangen sein könnte wie alles, was in der Zeit lebt. Das „noch“ ist das Wort des Menschen, der weiß, dass er sterblich ist, und der ahnt, dass auch seine Gefühle es sind.

Hier offenbart sich der eigentliche Widerspruch der romantischen Liebe: Sie will unendlich sein in einer Welt, in der nichts unendlich ist. Friedrich Nietzsche hat diesem Verlangen im *Zarathustra* eine Formel gegeben, die man wie einen Schrei aus der Tiefe jedes liebenden Herzens lesen kann:

*Doch alle Lust will Ewigkeit –,
– will tiefe, tiefe Ewigkeit!*

— Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*,
III. Teil, „Das andere Tanzlied“

Die Liebe will Ewigkeit, doch sie bekommt nur Augenblicke. Sie möchte ein Versprechen, das für alle Zeit gilt, doch jedes Versprechen wird von einem Menschen gegeben, der morgen ein anderer sein kann. So fragt der Liebende nicht aus Misstrauen, sondern aus Einsicht. Er hat verstanden, dass auch das Gefühl, das ihn trägt, dem großen Gesetz der Vergänglichkeit untersteht, und er möchte wenigstens für diese eine Nacht, diese eine Stunde, dieses eine Aufatmen die Bestätigung, dass das Gesetz ihn noch verschont hat.

KAPITEL 4

Die Ohnmacht der Worte

Und doch: Was nützt die Antwort? Der Fragende weiß im Grunde selbst, dass ein „Ja, natürlich“ nichts beweist. Worte kosten nichts, sie lassen sich aus Gewohnheit sagen, aus Müdigkeit, aus Mitleid oder aus dem Wunsch, einem Streit auszuweichen. Wer die Frage stellt, horcht darum weniger auf das Wort als auf das Zögern davor, auf die Färbung der Stimme, auf das winzige Zeitmaß zwischen Frage und Antwort. Eine halbe Sekunde zu lang, und aus der Beruhigung wird eine neue Wunde. Die Frage nach Gewissheit erzeugt so, mit tragischer Folgerichtigkeit, immer neue Ungewissheit. Sie gleicht dem Durstigen, der Salzwasser trinkt.

Blaise Pascal hat die Grenze zwischen Vernunft und Liebe in einen Satz gefasst, der seit drei Jahrhunderten nichts von seiner Wahrheit verloren hat:

„Das Herz hat seine Gründe, die die Vernunft nicht kennt.“

— Blaise Pascal, *Gedanken*, Fragment 277
(Zählung nach Brunschvicg)

Wenn aber das Herz Gründe hat, die der Vernunft verschlossen bleiben, dann ist jede Gewissheit, die wir mit dem Verstand erzwingen wollen, eine Täuschung. Die Liebe lässt sich nicht beweisen, wie man einen mathematischen Satz beweist. Sie lässt sich nur erfahren, und jede Erfahrung ist bruchstückhaft, gebunden an Stunde und Stimmung.

KAPITEL 5

Liebe, die nichts verlangt

Es gibt in der deutschen Literatur einen Satz von fast schamloser Kühnheit, den Goethe einer seiner leichtsinnigsten Figuren in den Mund gelegt hat, der Schauspielerin Philine. Er klingt zunächst wie eine Laune und ist doch eine der tiefsten Antworten auf unsere Frage:

„Wenn ich dich liebhab, was geht's dich an!“

— Johann Wolfgang von Goethe,
Wilhelm Meisters Lehrjahre, IV. Buch, 9. Kapitel

Goethe selbst hat später in *Dichtung und Wahrheit* bekannt, dass hinter diesem Scherz Spinozas Gedanke einer uneigennützigen Liebe stand. Hier wird die Richtung der Frage umgekehrt. Wer liebt, ohne Gegenliebe zu fordern, braucht keine Gewissheit über das Herz des anderen, denn er schöpft seine Liebe nicht aus der Antwort, sondern aus sich selbst. Das ist ein Ideal, gewiss, und kaum ein Mensch wird es ganz erreichen. Aber es zeigt, woher die Qual der Frage kommt: aus dem Bedürfnis, das eigene Gefühl durch das Gefühl des anderen abzusichern wie durch eine Versicherungspolice.

Erich Fromm hat diesen Unterschied in *Die Kunst des Liebens* in eine berühmte gewordene Gegenüberstellung gebracht:

„Unreife Liebe sagt: ‚Ich liebe dich, weil ich dich brauche.‘ Reife Liebe sagt: ‚Ich brauche dich, weil ich dich liebe.‘“

— Erich Fromm, *Die Kunst des Liebens* (1956), Kap. II

Wer aus Bedürftigkeit liebt, dem wird die Frage „Liebst du mich noch?“ zur Frage nach dem eigenen Überleben, und keine Antwort kann ihn je ganz beruhigen, weil der Abgrund in ihm selbst liegt und nicht im anderen. Wer dagegen aus der Fülle liebt, kann die Frage stellen, ohne an ihr zu zerbrechen. Er fragt dann nicht mehr, um sich zu vergewissern, sondern um dem anderen Gelegenheit zu geben, ein Geschenk auszusprechen.

KAPITEL 6

Die Liebe als Arbeit

Rainer Maria Rilke hat einem jungen Dichter, der ihn um Rat bat, über die Liebe Sätze geschrieben, die von aller Romantik des Augenblicks befreit sind und gerade dadurch ihre Würde wiederherstellen:

„Auch zu lieben ist gut: denn Liebe ist schwer. Liebhaben von Mensch zu Mensch: das ist vielleicht das Schwerste, was uns aufgegeben ist, das Äußerste, die letzte Probe und Prüfung, die Arbeit, für die alle andere Arbeit nur Vorbereitung ist.“

— Rainer Maria Rilke, *Briefe an einen jungen Dichter*,
Brief vom 14. Mai 1904

Wenn Liebe Arbeit ist, dann ist sie kein Zustand, den man besitzt, sondern eine Tätigkeit, die man immer wieder aufnimmt. Die Frage „Liebst du mich noch?“ verliert dann ihren bangen Unterton. Die eigentliche Antwort ist kein Satz, sondern ein Tun: das Frühstück, das der andere bereitet, obwohl er müde ist; die Geduld nach einem harten Wort; die Hand, die im Krankenhaus gehalten wird; das Zuhören, wenn man lieber reden würde. Gewissheit gibt es in der Liebe nicht als Besitz, wohl aber als täglich erneuerte Treue, als stilles Wiederholen des einmal gegebenen Ja.

Glauben statt Wissen

Am Ende führt uns die Suche nach Gewissheit an eine Grenze, hinter der nicht mehr das Wissen gilt, sondern das Vertrauen. Paulus hat im Hohelied der Liebe nicht geschrieben, dass die Liebe weiß, sondern dass sie glaubt:

„Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.“

— 1. Korinther 13,7–8 (Lutherbibel 1912)

Das ist vielleicht die tiefste Einsicht, die uns diese uralte Frage lehren kann: Die Liebe beruht nicht auf Gewissheit, sie ersetzt sie. Sie ist der Mut, sich einem anderen Menschen anzuvertrauen, obwohl man nie ganz in ihn hineinschauen kann. Wer die vollkommene Gewissheit verlangt, verlangt in Wahrheit, dass der andere aufhört, frei zu sein. Eine Liebe aber, die nicht frei geschenkt wird, ist keine Liebe mehr, sondern Gehorsam. Die Ungewissheit ist deshalb kein Fehler der Liebe, sondern ihr Preis und zugleich ihr Adel: Nur wo man auch nicht geliebt werden könnte, bedeutet es etwas, geliebt zu werden.

So wird die Frage „Liebst du mich noch?“ wohl nie verstummen, solange Menschen einander lieben. Sie wird in Nächten gestellt werden, in denen die Angst größer ist als der Schlaf, und in Momenten, in denen das Glück so groß ist, dass man es kaum zu glauben wagt. Vielleicht muss man sie nicht beantworten, um sie zu überwinden. Vielleicht genügt es zu verstehen, dass schon das Fragen selbst eine Form der Liebe ist: das Bekenntnis, dass einem nichts auf der Welt so viel bedeutet wie die Antwort.

Und wer fragt, der liebt ja noch.